

Lutz Niethammer Wozu taugt Oral History?*

Ein alter Klempner, 1900 in einer streng katholischen Arbeiterfamilie geboren, Metalller seit 1919, Gewerkschaftsfunktionär seit den 50er Jahren, seit 1928 und dann wieder seit seiner Pensionierung Ende der 60er Jahre Mitglied der KP, hat sein ganzes Leben in Kleinbetrieben der Metallbranche gearbeitet, im letzten 32 Jahre lang. Im Interview erinnert er sich auf die Frage, ob er in der »Blitzkriegsphase« an einen deutschen Sieg geglaubt habe, an die Hitlerrede, die den deutschen Angriff auf Polen bekanntgab, und erzählt:

»Da hatte ich einen Kollegen, der war bei der SA, aber wir verstanden uns. Er wußte genau, daß ich frei eingestellt war. Und auf einmal hörten wir von dem Krieg. Der lebt aber auch heut nicht mehr: ist verunglückt, vom Dach gestürzt. Da hörten wir, daß Krieg ist. 'Ja', sag' ich, 'Jupp' — Joseph hieß er, wir sagten Jupp, Abkürzung hier — 'ja, Jupp, der Krieg ist schon verloren', sagte ich zu dem SA-Mann. 'Mensch', sagt der, 'wie kannst Du sowas sagen!' 'Jupp', sag ich, 'wir werden uns nachdem widersprechen'. Nicht daß der mir was gemacht hätte oder so, das hat er nicht. Der kannte mich, wußte, daß ich ein guter Kollege war und alles, auch behilflich gern zu jemandem und so weiter. Ja, und nach dem Krieg hab ich ihn gefragt — der wurd' noch eingezogen, der war Militär (während unser Gesprächspartner u.k.-gestellt blieb; L.N.). Nach dem Krieg kam er zurück. Ich sag: 'Jupp, was hab ich Dir gesagt am 1. September 1939?' — 'Gottverdammtes Aas', sagt der, 'Du hast recht gehabt!' — 'Ja', sagte ich, 'die Deutschen haben noch keinen Krieg gewonnen. Noch nicht mal den 70/71 haben die gewonnen: die haben bloß fünf Millionen oder Milliarden — was war da? — im Julisturm ..., ' sag' ich, 'gewonnen hat damals der Engländer den Krieg, näh', sag ich zu ihm, 'wir Deutschen haben noch keinen Krieg gewonnen. Wir haben 1906 die Kriege, Napoleon, näh, und,' — sag ich — 'und der Friedrich der Große hat auch noch nicht viel Kriege gewonnen: der Siebenjährige Krieg, das waren ja keine gewonnenen Kriege,' — sag' ich — 'sind alles Niederlagen gewesen.' So hab' ich ihm das erzählt, mal geschichtlich.«¹

Die Befragung des Volkes führt in der Geschichte nicht immer zur Wahrheit. Manche allgemeine Auskunft erweist sich als unrichtig, gemessen an sachnäheren Quellen, so daß man eingrenzen muß, wonach sich zu fragen lohnt. Aber oft erhält man Antworten auf Fragen, die gar nicht gestellt wurden, und nicht nur diese Antworten werfen neue Fragen auf. Es ist kein Ergebnis, sondern eine Voraussetzung von Oral History, daß Historiker, die zur Bearbeitung ihrer Fragen geeignete Quellen haben, keine machen müssen. Kein vernünftiger Historiker wird Interviews machen, um neues Licht in die militärische Erfolgsbilanz Deutschlands zu werfen. Das Zitat lädt aber zu Beobachtungen und Einsichten anderer Art ein.

Es belegt zunächst den alltäglichen Bedarf nach der historischen Begründung politischer Prognosen und Urteile — wenn hier auch falsche historische Argumente ein richtiges Urteil untermauern sollen. Es könnte dazu einladen, im Palimpsest der Erinnerung eines alten Mannes einen korrupten Text — nämlich daß alle Kriege der Großen Niederlagen für das Volk ausmachen — zu restituieren und zu fragen, warum dieser Sinn (sei es in der damaligen Unter-

* Der folgende Aufsatz ist ein gekürzter Vorabdruck, den wir mit freundlicher Genehmigung des Dietz-Verlages veröffentlichen. Der vollständige Aufsatz erscheint im Herbst 1985 in: Lutz Niethammer, Alexander von Plato (Hrsg.): »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Band 3, J.H.W. Dietz Nachf.-Verlag, Berlin, Bonn 1985

haltung, sei es im Rückblick eines Achzigjährigen auf das, was er in der Mitte seines Lebens gesagt hatte) in ein nationales Argumentationsmuster umgeprägt wurde: letztlich gewinnen wir Deutschen ja doch nicht! Ist dies die Stimme eines mehrfach besiegt und doch nur oberflächlich belehrten Volkes? Oder reflektiert es die kommunikative Pragmatik eines Linken angesichts der Siegeshoffnung seiner Umwelt? Oder verweist es auf die Irritation eines deutschen Kommunisten angesichts des Hitler-Stalin-Paktes oder der militärischen Ausbreitung und Sicherung russischer Hegemonie als Substitut der Revolution im sozialistischen Lager? Das ist gewiß aus dieser Textstelle allein nicht zu entscheiden, könnte aber aus dem Vergleich vieler einschlägiger Interviewinterpretationen näher bestimmt werden.

Das Zitat könnte sich auch als Quelle dafür anbieten, die Bedeutung der Zugehörigkeit zu politischen Lagern (wie hier zur »freien Einstellung« aus kommunistischer Tradition und zur faschistischen Führerfolgenschaft) gegenüber derjenigen zu sozialen Milieus und betrieblicher Kollegialität zu relativieren: im 'Dritten Reich' wie auch danach sind hier der alte Linke und der alte Nazi zunächst einmal Kumpel, solange sie im Betrieb als gute Kollegen beglaubigt sind. Schon daß uns das Zeugnis überhaupt erreicht hat (und daß der SA-Mann in den Krieg muß, während unser Berichterstatter im Betrieb bleiben kann) deutet auf Widerstandskräfte sozialer Kulturen gegenüber politischen Loyalitäten und Machtmöglichkeiten. Dadurch könnte das Verständnis jener vorpolitischen Räume und Beziehungen, die sich z.B. in dem Entnazifizierungslogan vom »anständig gebliebenen Nazi« ausdrückten, als eine der Grundlagen gesellschaftlicher Integration in der Nachkriegszeit gefördert werden.

Schließlich eignet sich das Zitat als Einrede gegen ein verbreitetes historisches Vorurteil: nämlich daß es bis zum Kriegsausbruch oder bis Stalingrad kaum jemanden in Deutschland mit einer richtigen Prognose gegeben habe und daß diejenigen, die schon in Weimar die Warnung »Hitler bedeutet Krieg« ausgesprochen hätten, vom NS-Terror samt und sonders mundtot gemacht worden seien — offenbar eine doppelte Entlastung der vielen, die dem Faschismus in seiner Expansionsphase zugestimmt hatten. Tatsächlich gab es aber Residuale einer Gegenöffentlichkeit z.B. in den Winkeln betrieblicher Kollegialität, und in ihnen wurde nicht nur diagnostiziert, daß Hitler Krieg bedeute, sondern daß dieser Krieg auch verloren gehen werde. Eine solche Intervention bricht die verbreitete Zustimmung zum NS-System noch einmal in einer Weise, die billige, scheinbar dem common sense entsprechende Fehlerarbeiten hinwegschiebt und das Terrain für tiefergehende Fragen öffnet.

Der kritische Leser wird mit recht einwenden, das sei ein bißchen viel Bedeutung für eine offenbar verwirnte Aussage von wenigen Sätzen. Sie so auszufalten, ist freilich auch nur möglich vor dem Hintergrund vieler Gespräche, die vereinzelte Hinweise und Befunde (oder latente Beziehungsstrukturen zwischen dem einzelnen und dem öffentlichen Gedächtnis) als regelmäßige Forschungserfahrungen vorstellen und beglaubigen. Dazu gibt es mittlerweile vielfältige Grundlagen. Die Praxis der Oral History hat sich international im letzten Jahrzehnt stark entfaltet und ein zunehmend kritisches Methodenbewußtsein hervorgebracht.² In diesem Beitrag möchte ich einige Perspektiven der Arbeit mit Erinnerungsinterviews, die sich mir aus Erfahrungen in dem Projekt »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960« (im folgenden LUSIR) nahelegen, zu verallgemeinern versuchen.³ Denn eine Eingrenzung der Erwartungen an Oral History und eine nähere Bestimmung ihrer Ergebnisdimensionen könnten dazu beitragen, die Impulse, die sie der Zeitgeschichte und der gesellschaftlichen Kommunikation über Geschichte zu geben vermag, zu verstärken.

Das aus dem Amerikanischen übernommene Codewort 'Oral History' steht — entgegen seiner wörtlichen Bedeutung — nicht für eine besondere Art von Geschichte, die mit mündli-

cher Überlieferung auskäme, sondern für eine spezifisch zeitgeschichtliche Forschungstechnik.⁴ Sie eignet sich einerseits zur Exploration bestimmter Teilbereiche, für die sonst keine Überlieferung besteht oder zugänglich ist, und stellt insofern ein Instrument zeitgeschichtliche Heuristik unter anderen dar. Andererseits erlaubt sie jedoch eine breitere Konzeption der jüngsten Vergangenheit und ihrer sozio-kulturellen Bearbeitung als Geschichte und insofern hat ihre Praxis Rückwirkungen auf das Geschichtsverständnis überhaupt.

Dem stehen zwei verbreitete Missverständnisse gegenüber. Das eine meint, Oral History sei eine sozialromantische Selbsttäuschung, gehe aus Mangel an zuverlässiger Erinnerung und repräsentativer Aussagen in die Irre und taue wissenschaftlich zu gar nichts. Das andere sucht in Oral History eine Universalabkürzung zum Gestern, eine Art »instant history«, die sich zu allem eigne und erlaube, Großvaters verlorene Welten anhand seiner letzten Kassette zu verstehen. Im Gegensatz zu solchen globalen Vorurteilen läßt sich die Funktion von Oral History für die Zeitgeschichte eher in Analogie zu derjenigen der Archäologie für die älteren Geschichtsbereiche verstehen.

Es handelt sich um einen zeitspezifischen und auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angelegten Methodenbereich, der eine Erweiterung der historischen Überlieferung und Wahrnehmung ermöglicht und der sich von anderen Feldern historischer Heuristik dadurch unterscheidet, daß die Quellen nicht unmittelbar zugänglich sind und die Art und Weise, wie sie erschlossen werden, ihren Charakter mitbestimmt. Gewiß hinkt auch dieser Vergleich, z.B. weil die Überreste der Erinnerung im Gedächtnis nicht die Qualität von Tonscherben in einem Tell haben.⁵ Er ist aber auch über das Heuristische hinaus noch instruktiv: die Ausgrabung erweitert das auf Textüberlieferungen gegründete Geschichtsverständnis um die Dimension des Räumlichen und bricht diesbezügliche Projektionen der historischen Phantasie durch eine neue Wahrnehmungsmöglichkeit (des Anschaulichen, der Kartierung etc.), um sie in einer realistischeren Weise neu zu nähren. Ähnlich fordert die interaktive Induktion des Erinnerungsinterviews die Sicht der Geschichtswissenschaft, die von prozessproduzierten Daten geprägt ist, durch Annäherung an die Perspektive subjektiver Erfahrung heraus, irritiert projektive Zuschreibungen und schafft — ähnlich wie die Archäologie — in einer spezifisch fragmentarisch-exemplarischen Weise Grundlagen für eine neue Wahrnehmung, hier: der Erfahrungsdimension.

Ich möchte deshalb im folgenden diejenigen Felder, in denen das Erinnerungsinterview heuristischen Gewinn für die Zeitgeschichte verspricht, knapp zu umreißen versuchen und dann einige Gesichtspunkte nennen, inwiefern die Dimension der Erfahrung historisch wichtig ist und ihre Intervention eine kritische Funktion haben kann.

Zeugnis der Experten

Mit Blick auf jene nachgeordneten Eliten, deren Memoiren, wenn sie geschrieben würden, nicht verkäuflich wären, ist Oral History im Amerika der frühen Nachkriegszeit entstanden. Man erkannte, daß gesellschaftlich relevante Entscheidungen zunehmend nicht auf der repräsentativen Führungsebene entstehen, sondern weitgehend in Stäben, Apparaten und Abstimmungsprozeduren präformiert und von den »Verantwortlichen« häufig nur noch nachvollzogen und gegenüber der Öffentlichkeit legitimiert werden. Die ihnen zugrundeliegenden Sachlogiken und institutionellen Prozesse aber erwachsen aus einem Gewebe partizipierender Eliten (Manager, Funktionäre, Beamte, Experten), die meist über ihre Motive und

Verbindungen keine historische Überlieferung produzieren und deren Schriftzeugnisse nur Endmoränen interner Abstimmungsprozesse sind, die in sich zunehmend weniger der Schriftlichkeit bedürfen. Das war im 19. und frühen 20. Jahrhundert ganz anders, als erstens die Zahl der Beteiligten sehr viel geringer war und diese zweitens oft gar nicht anders konnten, als über ihre wirklichen Motive schriftlich zu kommunizieren. Zwar wird von den modernen Apparaten in der Mitte des 20. Jahrhunderts immer mehr Papier produziert — ein Wachstum, das durch die moderne Telekommunikation übrigens wieder abnehmen dürfte, — aber diese Überlieferung genügt unter den Bedingungen des Telefons und der mobilen Arbeitsgruppen immer weniger einer eindringenden historischen Analyse.⁶ Nixons Tonbandmitschnitte der Stabsarbeit des Weißen Hauses und Flicks Bestechungskameralistik sind nicht deshalb von so großem Seltenheitswert, weil sie ein ganz ungewöhnliches Geschäftsgebaren überliefert hätten, sondern weil eine derartige Überlieferungsform des Brauchtums der Mächtigen höchst ungewöhnlich ist.

Die Erfahrung lehrt jedoch, daß sich nur wenige Pensionäre aus dem Kreis dieser erweiterten Eliten, die oft auch außer Diensten in der Disziplin ihrer privilegierten Anonymität verbleiben, mit hinreichender Präzision an die Einzelheiten ihrer früheren Tätigkeit erinnern wollen und können. Außer in Ausnahmefällen verweigert das Langzeitgedächtnis seine Dienste, wenn es über Jahrzehnte hinweg um die detaillierte Rekonstruktion konkreter Entscheidungsverläufe geht. Das haben die Zeugenvernehmungen im Zusammenhang mit der Verfolgung von NS-Verbrechen mehr als zwei Jahrzehnte nach den Geschehnissen immer wieder gezeigt und das hat auch die Berge von Zeugenschrifttum und Nachschriften mündlicher Auskünfte in der Zeitgeschichte in Verruf gebracht.⁷ Das mag anders sein, wenn solche Abläufe zugleich wichtige krisenhafte Momente in der Lebensgeschichte des sich Erinnernden bedeuteten, aber dann gibt es oft Bedenken, solche Erinnerungen auch zu äußern. Die Erfahrung mit entscheidungsorientierten Eliteninterviews hat zu dem Vorschlag geführt, daß Zeugenbefragungen für die politische Zeitgeschichte kurzfristig nach bedeutsamen Ereignissen ansetzen müßten. Solche Projekte präventiver Überlieferungssicherung stoßen aber schnell auf forschungsökonomische Schranken, zumal sie mit gravierenden methodischen Problemen behaftet sind.⁸

Viele Zeithistoriker, die über die Ergiebigkeit und Zuverlässigkeit entscheidungsorientierter Eliteninterviews enttäuscht waren, fanden ihre Begegnungen jedoch als »Hintergrund«-Gespräche wertvoll. Denn leistungsfähiger scheint das Langzeitgedächtnis für soziale Beziehungen in und zwischen den Apparaten, für die Einschätzung von Verhältnissen, die Entscheidungsverläufe bedingten, und die Repetition des Codes, in dem über sie kommuniziert wurde, mit einem Wort: für Geschichten aus den oberen Etagen der Arbeitswelt.⁹ Deshalb ließen sich hier durchaus anthropologisch-sozialgeschichtliche Untersuchungen über die Alltagswelt des »organization man« anstellen. Als Informationskrücke der politischen Zeitgeschichte sind jedoch auch solche Erinnerungen aus hochdifferenzierten Organisationszusammenhängen als besonders fluide und subjektive Daten anzusehen, die nur im Zusammenhang mit entsprechenden archivalischen Recherchen erhoben und kontrolliert werden können. Insofern nähert sich hier das Verfahren kombinierter Recherchen der Aufklärung von Tatbeständen in der Rechtspflege und das Interview der Vernehmung. Oft sind dafür »Background«-Gespräche, die ohne Tonband geführt werden und also auch keine textanalytisch verwendbare Dokumentation hinterlassen, ergiebiger und ausreichend.

In LUSIR wurden solche Eliteninterviews über politische Entscheidungen und Strukturen nur im Rahmen lebensgeschichtlicher Interviews geführt und zwar im Zusammenhang mit

Recherchen in Gewerkschaftsakten vor allem mit Betriebsräten und anderen Vertretern des Netzwerks montan-industrieller Basiseliten. Gerade »Hintergrund«-Gespräche jenseits des eigentlichen Interviews gaben hier wichtige Hinweise z.B. zur Rekonstruktion politischer Querverbindungen.¹⁰ Über solche Realinformationen und Struktureinsichten hinausgehende Informationen über politische Inhalte, Werte, Erfahrungen und ihre Codes sind im Bereich politischer Eliten jedoch oft besonders schwierig zu interpretieren, weil sie immer wieder ihre Zielbestimmungen neu überdenken mußten und dementsprechend ihr Gedächtnis ihre Erinnerungen bereits vielfach durchgearbeitet und neu interpretiert hat.

Das möchte ich am Beispiel einer rückblickenden Reflexion eines Gewerkschaftsfunktionärs über die Sozialisierungsfrage in der frühen Nachkriegszeit zeigen. Seine Erfahrung formulierte er so: »Hier war die Zeit nicht reif für die damalige Zeit.«¹¹ Zunächst steht der Zuhörer vor einem solchen Satz wie der Ochs vorm Berg. Immerhin deutet der Widerspruch, daß diese Aussage einerseits von formelhafter Kürze, andererseits aber verschwommen und mit Deckbegriffen (»Zeit«), die hier auch noch unterschiedliche Bedeutungen verbergen, eingekleidet ist, auf einen quietistischen Code der Selbstverständigung, in der eine Einsicht bewahrt wird, die sich für die Kommunikation nicht mehr eignet. Zwar ist es schon mit einem Minimum an zeitspezifischen Kenntnissen leicht, die Deckbegriffe in ihrer politischen Bedeutung aufzulösen. Aber den dann sich ergebenden Satz »Hier waren die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht reif für die Sozialisierung« wollte der Interviewte offenbar gerade nicht sagen, denn das wäre ja nur eine abgegriffene linke Rationalisierung einer Niederlage der Linken. Indem er weniger sagte, gab er mehr von sich zu erkennen und verbarg es sogleich wieder. Der Interviewte ist Sohn eines Zimmermanns, der ein enttäuschter »alter Kämpfer« der SA war. Bei Kriegsende überzeugter »Pimpfengeneral« bei der HJ in Mitteldeutschland, floh er vor der russischen Besetzung ins Ruhrgebiet und wurde schon 1946 Jugendleiter in seinem Betrieb, trat zwei Jahre danach der Gewerkschaft bei und später, als er hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär wurde, auch der SPD. Seine Umorientierung nach dem Krieg führte ihn nach links und verschaffte ihm zugleich einen steilen sozialen Aufstieg; er gilt heute als einer der wenigen Protagonisten der Linken unter den Multifunktionären seiner Großstadt. Die Sozialisierung ist ein Ziel, das für ihn nach dem Krieg zunächst einmal einen Inhalt seiner neuen Zeit bezeichnet; von heute aus gesehen wird es jedoch mit der damaligen Zeit identifiziert und wirkt in dieser Distanzierung nicht mehr so aktuell. Von diesem temporalen Zeitbegriff hebt er einen räumlich bestimmten (»hier war die Zeit«) ab: offenbar war dieselbe Zeit woanders reif für die Sozialisierung, aber ausgerechnet in der SBZ, woher er geflohen war. Aus diesem Vexierbild von Rahmenbedingungen, Lebensgeschichte und erst spät erworbener, zwischenzeitlich inaktuell gewordener und doch aufbewahrter Zielorientierung entsteht dieser schwierige Erfahrungssatz, der sich zunächst der Kommunikation entzieht, weil zur Aufrechterhaltung der Identität die sperrigen Wirklichkeitsbezüge durch Leerformeln verdeckt werden. Als reduzierter Code enthalten diese Leerformeln aber zugleich auch ein kommunikatives Angebot an den Gesprächspartner zur Einverständigung im Rahmen eines durchscheinenden konventionellen Rationalisierungsmusters der Linken.

Das Beispiel mag zeigen, daß Interviews mit Politikern voller Tücken sind — besonders in Gesellschaften mit vielfach gebrochenen politischen Linien in ihrer jüngsten Vergangenheit. Selbst und gerade da, wo der Gegenstand der Erinnerung nicht zu ephemere für das Langzeitgedächtnis ist, sondern wegen seiner persönlichen Bedeutung präsent, enthalten sie nur selten eine unbearbeitete Erinnerung an politisch werthafte Zusammenhänge. Das macht sie zu einem ergiebigen Fundus für die Untersuchung der individuellen und gesellschaftlichen Faktoren, die bei der Aus- und Umbildung von Erfahrung ineinandergreifen, aber zu einer schwierigen Quelle für die historische Rekonstruktion. Diese Problematik ist jedoch bei einem zweiten Typ von Experteninterviews zur Rekonstruktion quellendefizienter zeitgeschichtlicher Bereiche weniger beherrschend, nämlich bei der Rekonstruktion alltäglicher Lebensverhältnisse.

Ein großer Teil des alltäglichen Lebens, in dem Gruppen und Einzelne arbeiten, in sozialen Beziehungen stehen und Deutungen ihres Lebenszusammenhangs ausprägen oder von tradierten Deutungen geprägt werden, produziert aus sich selbst heraus keine textliche und oft überhaupt keine Überlieferung. Dieses historische Defizit jenes Bereichs, in dem gesellschaftliche Strukturen und politische Prozesse mit dem individuellen Leben vermittelt werden, Geschichte also gleichsam auf den Leib rückt und unter die Haut geht, ist für viele überraschend, weil der Alltag so naheliegend erscheint, daß man annehmen könnte, seine Überlieferung sei ubiquitär und ein jeder ein Experte seiner jüngsten Geschichte. Tatsächlich ist Alltagsgeschichte aber besonders schwierig zu erforschen und bedarf oft mehr als Politik- oder Geistesgeschichte der theoretischen Fundierung.¹² Verantwortlich dafür ist vor allem der Umstand, daß der größte Teil des Alltäglichen am Alltagsleben aus einem hohen Sockel von unbewußten Vollzügen besteht, in der Gewohnheit routinierter und kaum merklich variabler Wahrnehmungen und Handlungen, deren besondere Gestalt in der Sozialisation einverleibt wurde und erst dann von innen in ihrer Besonderheit sichtbar wird, wenn ihre Praxis nicht mehr selbstverständlich ist. Das Unbewußte aber ist »vergessene Geschichte«¹³. Die Gewordenheit seiner spezifischen Inhalte ist solange abwesend und wird nicht überliefert, als diese gelten. Sie treten nur insofern hervor, als sie nicht selbstverständlich sind, also durch Fremdwahrnehmung oder Erinnerung.

Es ist insofern kein Wunder, daß die historische Annäherung an die Praxis der Subjekte besondere heuristische Probleme stellt. Die Überreste früheren Alltags sind aufgrund der in der Masse alltäglicher Beziehungen vorherrschenden Mündlichkeit besonders fragmentarisch und die Ablagerungen der materiellen Kultur, soweit sie überliefert und gesammelt wurden, tragen ihren Sinn nicht in sich, sind sie doch nur Passformen und Instrumente eines verschwundenen Lebens. Historische Interpretation ist dann in der Regel auf den überlieferten Sonderfall, der den Zusammenbruch alltäglicher Praxis oder die Verfolgung abweichenden Verhaltens von außen dokumentiert, oder auf andere Zeugnisse außenstehender Beobachter angewiesen. Ob solche Zeugnisse jedoch den »Eigensinn«, der den beschriebenen Verhältnissen innewohnt, treffen oder nicht oder in welchen Brechungen sie ihn beleuchten, bedarf kontrollierender Zeugnisse »von innen«¹⁴. Die allermeisten Oral History Projekte sind deshalb heute auf solche gesellschaftlichen Gruppen oder Phasen der noch mitlebenden Generationen gerichtet, die keine oder nur geringe subjektive Überlieferungszeugnisse hervorgebracht haben, und wollen sie durch lebens- und alltagsgeschichtliche Erinnerungsinterviews in die Geschichte hereinholen.

Auch dazu gibt es freilich keine direkten Wege. Wenn sich die Subjektbezüge des Alltags vorwiegend der Fremdwahrnehmung und der Erinnerung erschließen, so erzeugt auch die interaktive Induktion alltagsgeschichtlicher Sequenzen im Erinnerungsinterview nur Quellen, die sich erst in der wechselseitigen Kontrolle beider Dimensionen voll erschließen. Denn hier wird über den Alltag nur aus zwei Gründen gesprochen: entweder weil danach gefragt wurde und dann konstituiert sich der Sinn durch den Fragesteller, weil seine Bitte um präzisierte Beschreibungen alltäglicher Praxisfelder immer nur aspekthafte Zeugnisse aus dem latenten Gedächtnis hervorlocken kann. Oder weil der Interviewte sich eines nicht mehr bestehenden Alltags erinnern will und dabei die Hürde der von ihm vermuteten Trivialität des Erzählungsgegenstandes nur durch das Gefühl des Bedauerns oder der Erleichterung über die eingetretene Veränderung überwindet. Dieses gegenwärtige, bei vielen alten Menschen nostalgische Gefühl¹⁵ — und nicht etwa der damalige Sinn der Lebenspraxis — motiviert das aktive Gedächtnis zur Mitteilung und strukturiert ihren Sinn. Aber beide Perspektiven können sich ergänzen und kontrollieren.

Einem geduldrigen und mit den Einzelheiten der Lebensverhältnisse seines Gesprächspartners bereits soweit vertrauten Interviewer, daß er konkrete Nachfragen stellen kann, werden im Erinnerungsinterview Alltagsroutinen in der Regel genau beschrieben¹⁶ — jedenfalls solche, die zum Kern der Tätigkeit des Interviewten gehörten und deren Beherrschung insofern für ihn wichtig und ein Element seines Selbstverständnisses war. Warum solche Alltagsroutinen aus dem Gedächtnis erhoben werden können, ist bisher m.W. nicht erforscht. Aber zwei Gründe scheinen mir nahezuliegen: ihre Beherrschung war wesentlich für den Arbeits- oder sonstigen Lebensvollzug, so daß ihr Ablauf genau eingepreßt wurde und ihre längere Praxis ließ sie, wie man sagt, in Fleisch und Blut übergehen. Auf der anderen Seite handelt es sich aber meist um »unschuldige« Sachkenntnisse, die — im Unterschied z.B. zu Wertorientierungen oder problematischen Grunderfahrungen — im weiteren Leben nicht gedeutet oder neu interpretiert werden mußten.¹⁷ Die Präzision der Erinnerung ergibt sich nicht zuletzt daraus, daß der Befragte einen Zusammenhang der Frage mit dem Sinn seiner Lebensgeschichte nicht erkennen kann. In der Regel besteht ein solcher Zusammenhang auch nicht, sondern der Sinn der Nachfrage wird analytisch konstituiert und betrifft die Lebensbedingungen einer Gruppe. Indirekt mag ein solcher Zusammenhang bei der Auswertung jedoch entstehen, weil nämlich die Erfahrung und Bewertungen des Interviewten auf ihre Konsistenz mit seinen alltagsgeschichtlichen Auskünften geprüft werden können. Werden solche Auskünfte für eine durch eine gemeinsame Praxis verbundene Gruppe erfragt, ergeben sie ein naiv erinnertes Potential dichter Beschreibung¹⁸. In Kombination mit Erinnerungen über vergleichbare Situationen kann sie kontrolliert und entweder bis zu einer — von individuellen Besonderheiten losgelösten — gesättigten Strukturbeschreibung oder bis zur Charakterisierung eines Habitus, der sozialen Strukturierung der Dispositionen für die Praxis der Einzelnen, weitergeführt werden.¹⁹

Die Gewinnung solcher Auskünfte durch Gespräche — im Sprachgebrauch der empirischen Sozialforschung handelt es sich insoweit um Experteninterviews — ist aber zu weilen schwierig. Auf Seiten des Interviewers ist ein hohes Maß an Einarbeitung notwendig, damit er einerseits selbst den Sinn seiner Fragen für seine Untersuchung versteht und deshalb auch die Geduld für solche deskriptive Erinnerungsarbeit aufbringt und andererseits hinreichend präzise, also vorinformierte Nachfragen stellen kann, um die Erinnerung an alltägliche Routinen (wie Abläufe an einem bestimmten Arbeitsplatz, durchschnittliche Tagesgestaltung etc.) zu unterstützen und vom Interviewten als jemand angenommen zu werden, dem es lohnt, einen solchen Bericht zu geben. Auf Seiten des Interviewten besteht die Schwierigkeit häufig darin, daß er den Sinn der Frage (z.B. wie die drei Wohnungen eingerichtet waren, in denen er im Laufe seiner Kindheit gewohnt hat) nicht verstehen kann, daß die Trivialität der Anforderung ihn irritiert oder daß er beim Interviewer ein vielleicht allgemein oder in dieser Spezialität nicht vorhandenes Vorwissen unterstellt (»Na, Fräuleinchen, Sie wissen doch, was eben im Haushalt so zu tun ist«). Die Erinnerungsarbeit ausführlicher alltagsgeschichtlicher Beschreibungen setzt aber die Überwindung solcher Kommunikationsbarrieren von beiden Seiten voraus.

Die Subjektivität der Alltagserfahrung und die Deutungsmuster des Eigensinns, der alltäglichen Verhältnissen innewohnte, können nicht in derselben Weise aus Erinnerungskombinationen rekonstruiert werden, weil sie meist der Auseinandersetzung mit späteren oder von außen kommenden oder vermuteten Deutungen unterliegen und die Auskünfte im Erinnerungsinterview deshalb nicht vorwiegend entsprechend der Beteiligung an diesen Verhältnissen, sondern der zwischenzeitlichen Lebens- und Denkgeschichte der Interviewten variieren. Da die alltäglichen Lebensdimensionen ja aber nicht nur Elemente gruppenspezifischer Strukturen sind, sondern auch die Reichweite der Praxis des Einzelnen umschreiben, wäre die subjektive Wahrnehmung ihrer Ausdehnung und inneren Strukturierung von besonde-

rer historischer Bedeutung²⁰: welche Art von Problemen kann mit welchen Partnern in diesem Rahmen gelöst werden, wozu bedarf es organisierter oder institutioneller Lösungen, sind die Wahrnehmungen von Sinn mit den alltäglichen Strukturen kompatibel oder kompensatorisch zu ihnen, wie vermittelt sich die Nahwelt mit übergreifenden Zusammenhängen, die von Massenmedien, Märkten oder politischen Machtzentren gestiftet werden? Deshalb muß versucht werden, den 'Nostalgie-Effekt' des Gedächtnisses, wenn es Bedeutungsstrukturen des Alltäglichen für das Subjekt erinnert, zu entzerren. Dafür gibt es vor allem zwei Möglichkeiten: zumindest insofern die berichteten Deutungen von heute herrschenden oder vom Interviewten jetzt für gültig angesehenen Mustern abweichen, dürfen sie den Verdacht origineller »Richtigkeit« erregen. Darüber hinaus kann jedoch auch die Paßgenauigkeit zwischen der Beschreibung des Detail und der Deutung des Ganzen überprüft werden, also ob diese das in der Erinnerung der eigenen Alltagsroutinen übermittelte Material organisieren bzw. ob sie mit den in überlieferten Fremdbeschreibungen enthaltenen Sachfeststellungen kompatibel sind.

Ein gutes Beispiel dafür findet sich in Franz Brüggemeiers²¹ Untersuchungen über die Kultur der Bergleute in der Expansionsphase des Ruhrbergbaus um die Jahrhundertwende. Ihm war in Gesprächen mit alten Bergleuten aufgefallen, daß sie ihre damaligen Lebens- und Arbeitsverhältnisse immer wieder mit Elementen von Selbständigkeit, Freiheit, vernünftiger Kalkulation und Kooperation deuteten. Dies kontrastierte mit allen Vorinformationen: zeitgleiche Quellen beschreiben diese Arbeiter als instabil und unangepaßt, die Literatur deutet dieses Verhalten als unzumutbaren Überhang agrarischer Werte und Verhaltensweisen von Einwanderern und ihren Zusammenprall mit den Disziplinierfordernissen einer industriellen Lebensweise und dem durchschnittlichen Betrachter erscheint die Selbstdeutung der Bergleute als nostalgische Verzerrung, weil er ihre Lebens- und Arbeitsverhältnisse als extrem elend und instabil wahrnimmt, während er materielle Wohlfahrt und Sicherung als Voraussetzungen von Selbständigkeit, Freiheit etc. anzunehmen gewohnt ist. Eine genaue Rekonstruktion der alltäglichen Arbeits- und Lebensverhältnisse ließ jedoch erkennen, daß diese sehr wohl mit der Selbstdeutung der Bergleute vereinbar war, denn unter den spezifischen Bedingungen der damals üblichen Arbeitsgruppen unter Tag, der notwendig kooperativen Wohnverhältnisse und hoher Mobilität bei hohem Arbeitskräftebedarf waren die elenden Lebensverhältnisse nur durch die Ausbildung hoher Kooperationsfähigkeit und Selbststeuerung zu bewältigen.

Wenn die Erfahrung aus Oral History Projekten also nahelegt, daß das Erinnerungsinterview in der Tat Möglichkeiten zur Rekonstruktion alltäglicher Routinen und Lebensverhältnisse, die sonst aus Mangel an Überlieferung als historisch verloren gelten müßten, und z. T. auch ihrer sinnhaften Deutung durch die Beteiligten bietet, so kann man aus ihr freilich auch Gesichtspunkte für die Grenzen eines solchen Unterfangens gewinnen. Meine diesbezüglichen Schlußfolgerungen gehen von Einzelbeobachtungen aus und sind nicht empirisch erhärtet; es kann durchaus sein, daß die von mir vermutete beschränkte Reichweite des Interviews zur Alltagsrekonstruktion im Rahmen weiterentwickelter zeitgeschichtlicher Heuristik überwunden werden kann.

Nach meinen Beobachtungen sind Alltagsroutinen um so besser zu erinnern und zu schildern, je gegenständlicher und plastischer sie sind, je mehr in ihnen praktische Fertigkeiten (als im Gegensatz zu theoretischen Kenntnisvoraussetzungen) zur Geltung kommen und je mehr sich ihr Sinn im unmittelbaren Erlebniszusammenhang erschließt (z.B. durch Wahrnehmung oder Gebrauch eines Produkts). Ein Handwerker-Arbeiter oder eine Hausfrau, die landwirtschaftlichen Nebenerwerb betreibt, scheinen viel besser zur Schilderung und Deutung ihrer Arbeit im Rahmen eines Oral History Interviews in der Lage zu sein als z.B. ein Fließbandarbeiter oder eine Sachbearbeiterin im Büro.²² Wenn der Alltag vorwiegend aus in

sich trivialen Handlungen besteht, deren Wirkungen und Verantwortlichkeiten abstrakt oder diffus sind, und deren Sinn nur in vom Betroffenen unüberschaubaren Zusammenhängen gewürdigt werden könnte und schon deshalb vorwiegend aus der sozialen Positionierung und der Entlohnung abgeleitet wird, wird der Interviewte oft hilflos in seinen Beschreibungsversuchen und die Darstellung der sozialen Beziehungen z.B. in einer Verwaltung untermischt sich in ununterscheidbarer Weise mit Manifestationen zur Aufrechterhaltung des eigenen Selbstwertgefühls. Diese zweite Charakterisierung trifft aber weite und zunehmende Bereiche moderner Arbeitsorganisation.

Darüber hinaus sind aus der Erinnerung — bzw. in der Erzählung für einen jüngeren Fremden wie den Interviewer — Unterschiede genauer zu beschreiben als Ähnlichkeiten. Gerade von heutigen Erwartungen und Gebräuchen abweichende Alltagskulturen, die vielleicht heute überhaupt nicht mehr auffindbar sind, stimulieren das Gedächtnis zur Mitteilung. Was in der Vergangenheit aber so ähnlich war, wie es jetzt ist, verschwimmt in der Normalität, die die nuancierte Andersartigkeit verschlingt. Es läßt sich nicht durch eine deutliche Differenz konturieren und nur schwer in erzählten Geschichten in seiner Spezifität erweisen. Nicht nur in unserem Projekt ist die Erfahrung gemacht worden²³, daß die Erinnerungen und die Spontaneität des Interviewten nachlassen, wenn er die 50er Jahre erreicht hat und die Differenz zu heute nicht durch etwas ganz Anderes ausgewiesen werden kann, sondern nur durch ein Mehr oder Weniger vom Gleichen. Das mag mit der Altersgruppe der heute vorwiegend Befragten (über 60jährige) zusammenhängen²⁴, gibt aber doch auch einen Hinweis auf Kontinuität als ein Hemmnis plastischer und als mittelungswürdig erscheinender Erinnerungen, der sich mit den oben entwickelten Gesichtspunkten zur Unbewußtheit alltäglicher Normalität deckt.

Allgemeiner gewendet: Alltagsrekonstruktionen mit Hilfe von Erinnerungsinterviews sind Verhältnissen, die in den Erfahrungsbereich der Mitlebenden *n o c h* hineingeragt haben, aber mittlerweile so nicht mehr bestehen, angemessener als Verhältnissen, die in dieser Phase gewachsen sind und heute herrschen. Das mag wie eine historische Platitüde klingen; die erheblich eingrenzende Funktion dieser Aussage ergibt sich erst daraus, daß sie sich auf eine spezifisch zeitgeschichtliche Methode bezieht. Denn wenn man überhaupt Zeitgeschichte von sonstiger Geschichte unterscheiden will, so wird sie dadurch charakterisiert, daß sie Geschehen und Strukturen untersucht, mit denen die Mitlebenden noch ein Herrschafts- und unmittelbarer Erfahrungszusammenhang verbindet.

Erfahrung der Subjekte

Oral History ist aber nicht nur ein heuristischer Lückenfüller in der Zeitgeschichte, der zwar kein Allerheilmittel ist, dessen Möglichkeiten bei differenzierter Wahrnehmung in der Sozial- und Kulturgeschichte alltäglicher Lebensverhältnisse jedoch noch lange nicht ausgeschöpft sind. Vor allem interveniert sie in die Geschichtswissenschaft dadurch, daß sie — in der Zeitgeschichte — die geschichtliche Prägung und Praxis der Masse der Subjekte (abgekürzt ausgesprochen: des Volkes²⁵) zur Geltung zu bringen beginnt. Das reiht sie ein in andere Bemühungen um eine qualitative Sozialgeschichte, die von den Humanwissenschaften, insbesondere von der Anthropologie beeinflusst ist und sich zunehmend als ein kritisches Potential gegenüber zwei sog. Paradigmen erweist, also Ansätzen zur Beherrschung der ganzen historischen Wissensorganisation.

Dem traditionellen Historismus in seiner herrschaftsaffinen Form, der die Gesellschaft für ein oppositionswissenschaftliches Konstrukt hielt und das Volk als *quantité négligeable* unerforscht ließ, um es stattdessen durch freihändig verstehende Pauschalzuschreibungen zu vereinnahmen, setzen die Bemühungen um eine qualitative Sozialgeschichte konkretisierte Volksperspektiven (oder akademisch gesprochen: die relative Autonomie sozio-kultureller Teilstrukturen) entgegen, die in die Zentralperspektive des Bündnisses von Thron und Katheder nicht voll verrechnet werden können, es sei denn in der ausgrenzenden Form von Residualkategorien ('anthropologische Konstante').²⁶ Führende Vertreter der sog. Historischen Sozialwissenschaft scheinen sich andererseits dadurch herausgefordert zu fühlen, daß sich in der qualitativen Sozialgeschichte ihr makrosoziologischer Theoriehaushalt als überwiegend, zunehmend überaltert und unkritisch erweist, ihre Anrufung des kritischen Rationalismus als eine praktisch folgenlose und unfruchtbare Verengung der historischen Erkenntnisweisen mißachtet wird und daß sich in der Historie der Eigensinn der Subjekte und alltäglichen Erfahrungswelten als nicht viel synthesefähiger herausstellt als wie im wirklichen Leben.²⁷

In beiden Fällen sehen die Gräben aber zuweilen tiefer aus als sie sind. Oral History und andere Bereiche qualitativer Sozialgeschichte sind notwendig Teil einer verstehenden historischen und sozialwissenschaftlichen Tradition, sehen in der Geschichte einen kulturellen Bereich, der szientistisch weder völlig aufgelöst werden kann noch sollte, und haben mit vielen Späthistoristen das Vorurteil gemein, daß Geschichte von Menschen gemacht wird, nur daß sie dabei viel mehr Menschen im Blick haben. Wie die Historische Sozialwissenschaft betreiben sie eine Ausweitung der wissenschaftlichen Kontrollen der geschichtlichen Überlieferung, hängen an Demokratie (sogar zwischen den Wahlen) und Rationalität (sogar bis hin zur Erkenntnis ihrer Grenzen) und beziehen sich auf Traditionen der Aufklärung, wenn auch nicht auf die damals rationalisierten bürgerlichen Größenphantasien und ihre strukturgeordnete Lawine modernisierender Expansion als vielmehr auf die damals erkannte Notwendigkeit gesellschaftlicher Selbstgestaltung und Selbstreflexion.²⁸

Was bedeutet — in einen solchen größeren Horizont gestellt — der vorhin erwähnte Beitrag von Oral History dazu, die geschichtliche Prägung und Praxis der Masse der Subjekte zur Geltung zu bringen? Es geht dabei nicht primär um die geschehene Geschichte (oder die Rekonstruktion vergangener Verhältnisse), die das immer schon vorhandene Traditionswissen aufzuklären vermag, sondern um empirische Annäherungen an die Bedeutung von Geschichte in der Geschichte. Ich nenne diese Dimension Erfahrungsgeschichte: Verarbeitung früherer Wahrnehmungen als Vorstrukturierung künftiger Wahrnehmungen — hier liegen die z.Z. interessantesten Forschungsperspektiven von Oral History. Ersetzt man 'Wahrnehmung' im ersten Fall durch Prägung und im zweiten Fall durch Praxis, so kommt jenseits des bewußten Transfers zwischen Erfahrungswissen und Begriffs- und Orientierungsvermögen der viel größere Bereich sozio-kultureller Unbewußtheit in den Blick: dieser Tiefenbereich gehört zur Erfahrungsgeschichte, macht sie aber auch zu einem interdisziplinären Bereich. Zu seiner Erforschung kann mit Hilfe des Erinnerungsinterviews immerhin ein Beitrag geleistet werden.²⁹

Seitdem die Geistesgeschichte mit dem Verschleiß des idealistischen Entwicklungskonzepts ihr Rückgrad verloren hat und der ökonomistische Reduktionismus in der »relativen Selbständigkeit« des Überbaus, wie sie der Strukturalismus postulierte, zum Erliegen gekommen ist, gibt es m.W. keine Theorie mehr, die ein umfassendes Erläuterungssystem für die Beziehungen zwischen materieller, sozialer und geistiger Veränderung in der Geschichte zu bein-

halten beansprucht. In diesem Desideratbereich wird z.Z. in der Geschichtswissenschaft mit einer Vielzahl von Konzepten experimentiert, bei denen es sich in der Regel um Varianten der »Mentalitätsgeschichte« aus dem Schichtenmodell der Annales-Schule handelt, etwa Geschichte der Vorstellungen oder der Emotionen.³⁰ Problematisch an diesen Konzepten erscheint mir, daß sie die kulturelle Dimension künstlich isolieren und entweder zu einer statischen Struktur gerinnen lassen oder ihre Veränderungen (kultur-)immanent untersuchen: im ersten Fall ergeben sich Strukturen ohne Geschichte, deren postulierte 'lange Dauer' in der Zeitgeschichte nicht überzeugen könnte; im zweiten eine sozial erweiterte Geistesgeschichte, die ihrer idealistischen oder überhaupt einer Fundierung beraubt ist.

Der Erfahrungsbegriff, wie er in den 60er Jahren von Edward Thompson³¹ sozialhistorisch aufgegriffen wurde (und damals überhaupt ein Leitbegriff der Neuen Linken wurde) hat demgegenüber, jedenfalls wenn er von seinem seinerzeit eingebauten Optimismus wieder befreit wird, Vorteile. Er bezieht wirkungsmächtige Werttraditionen und Denkstrukturen auf die Wahrnehmung eines Ensembles von strukturellen Bedingungen und von als historische Ereignisse gedeuteten Geschehnissen. Er ist offen für weitere Interpretationen anhand neuer Wahrnehmungen und Deutungen, auch solche von fremder Seite.³² Und er zielt nicht auf die antiquarische Leere einer Mentalität, sondern auf die Wahrnehmung und Deutung künftiger Geschehnisse und Verhältnisse durch die Subjekte der Erfahrung, wodurch er sich einerseits mit deren Praxis und andererseits historisch mit unseren eigenen Erfahrungen in Verbindung zu setzen vermag.

Mit ihrer Konzentration auf die ein gemeinsames Bewußtsein einer Gruppe herausbildende Wirkung kollektiver Kampferfahrungen hat die Neue Linke aber nur eine, sozusagen die oberste Schicht von Erfahrung thematisiert, ihre Ereignis- und Konfliktgeschichte. Diese Ebene ist sowohl für diejenigen, die an einem Ereignis aktiven Anteil genommen haben, als auch für die historische Rekonstruktion von Bewußtsein besonders faszinierend, weil hier unter den Zwängen gemeinsamen Kampfes die Wahrnehmung von Erfahrungen in dichter Folge ausgesprochen, umstritten und auf der Ebene des Bewußtseins in Handeln umgesetzt werden muß, was die Denkprozesse in den Rhythmus der Ereignisse reißt und wahre Überlieferungswälle aufwirft, in die sich die Archäologie des Bewußtseins graben kann. Erst nach den Ereignissen kann erlassen werden, inwiefern die dem Kampf und der Vergemeinschaftung geschuldete Produktivität des Bewußtseins auch die tieferen Schichten der Erfahrung der Beteiligten zum Ausdruck gebracht hat und deshalb für die künftige Praxis eine Rolle spielt oder ob man sich an der Kampfsituation berauscht hatte und hinterher mit einem Katzenjammer in einen ganz anderen Alltag zurückkehrt.³³

Führt man nun für die Erhellung der 'tieferen Schichten', die das aktuelle Bewußtsein mit den längerfristigen Strukturen der Lebensverhältnisse verbinden, strukturelle Konzepte aus den Sozialwissenschaften oder der Anthropologie ein, so verbleibt unweigerlich eine Gedankenlücke zwischen der expressiven Subjektivität des Bewußtseins und der konstruierten Objektivität der Strukturen. In dieser Lücke des Denkens keimen die Denunziationen 'falschen Bewußtseins' oder 'aufklärerischer Arroganz'.

Von einer anderen Problemstellung — er wollte in seinen ethnologischen Studien den Widerspruch zwischen Strukturalismus und Phänomenologie aufheben — herkommend hat Pierre Bourdieu³⁴ diese Erfahrungslücke mit seinem theoretischen Entwurf von 'Habitus' und 'Praxis' zu schließen versucht. Sein Denkansatz ist einfach und überzeugend, obwohl sein deutscher Übersetzer, der von der »Dialektik zwischen Interiorität und Exteriorität, d.h. zwischen der Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität«³⁵

spricht, diese Einsicht mit allen Mitteln der Kunst zu verhindern trachtet. Bourdieu weist daraufhin, daß Prägung und Praxis ja nicht miteinander kurzgeschlossen sind, sondern durch die Lebensgeschichte verbunden werden. Die in der Sozialisation verinnerlichten Strukturen, die in der soziokulturellen Umwelt des Subjekts gültig sind, werden zu seiner zweiten Natur, deren gruppenspezifische Ausprägung er *Habitus* nennt: weitgehend unbewußt und dauerhafte Dispositionen, die künftiges Handeln strukturieren, aber nicht als zeitlos mechanischer Reflex, sondern als eine Veräußerlichung, die »alle vergangenen Erfahrungen« integriert³⁶. Dieser unterirdische Kanal der zweiten Natur als vergessener Geschichte erlaubt es Bourdieu, den mechanistischen Kurzschluß zu vermeiden, ohne ins Gegenteil subjektivistischer Willkür zu verfallen. Er öffnet die gesellschaftlichen Strukturen für Geschichte und zwar nur um diejenigen Freiheitsgrade, die der Umweg über die Strukturierung der Erfahrung der Subjekte und die erfahrungabhängige Strukturierung ihrer Praxis braucht.

Bourdieu's theoretisches Konzept paßt genau in die Lücke zwischen jenen Dimensionen von Erfahrung, die dem Subjekt bewußt sind, die es bei seiner Praxis reflektiert und die dadurch überlieferungsträchtig und historisch erforschbar werden, und den Tiefenschichten seiner Prägung durch sozio-kulturelle Strukturen. Zwar kann die historische und sozialwissenschaftliche Forschung auch solche Strukturen erforschen, aber die Verbindung in der Lebensgeschichte liegt weithin im Dunkel. Daß sich früh erworbene Dispositionen unbewußt durchhalten und von Fall zu Fall das praktische Handeln strukturieren, ist eine von der Psychoanalyse informierte Hypothese, die im Bereich der primären Sozialisation (vor allem von Mittelschichtangehörigen der Industrieländer des 20. Jahrhunderts) reich belegt ist. Mit der Renaissance des psychoanalytischen Interesses an der Kulturtheorie (bzw. an der sekundären Sozialisation) wird jedoch insofern ein kritischer, interdisziplinäre Bemühungen (wie die Ethnopsychanalyse) herausfordernder Bereich erreicht, als das psychoanalytische Setting, in dem lebensgeschichtliche Wahrheit ergriffen werden kann, hier an die Grenze seiner Übertragungsmöglichkeiten stößt.³⁷ Auch Bourdieu's an relativ statischen und elementaren Verhältnissen gewonnener Entwurf läßt offen, welche Strukturen wann diese prädisponierende Kraft entfalten, wie die Stufen der Sozialisation, die aus unterschiedlichen Umfeldern strukturiert sein mögen, in der Erfahrung aufeinandergepaßt werden und welche Wirkungen konkurrierende Strukturen (z.B. bei Aufsteigern) oder nachdrückliche Veränderungen in den Strukturen der Umwelt (z.B. im Krieg oder bei Vertriebenen) auf das Verhältnis von Prägung und Praxis haben können. Die Liste der Fragen verlängert sich schnell, wenn man sich an die historische Erforschung eines 'Habitus' macht.³⁸

Wo so vieles offen ist, erscheint mir die Blickrichtung auf eine Erfahrungsgeschichte sinnvoll, die nicht hinter die historische Ermittlung wirkungsmächtiger Strukturen zurückfällt, aber der Schwammigkeit der mit dieser verbundenen Geschichtsvorstellungen ('Sozialer Wandel') und der fatalistischen Ausstrahlung konstruierter Eigengesetzlichkeit von Strukturveränderungen dadurch begegnet, daß sie die Wirkungsmacht dieser Strukturen lebensgeschichtlich untersucht.³⁹ Dadurch werden nicht nur Kenntnisse über die Praxispielräume der Subjekte gewonnen, sondern auch diese Spielräume selbst erweitert. Denn wenn Bourdieu recht hat, daß die Prägung der Subjekte, die unbewußt ihr Handeln strukturiert, zu ihrer zweiten Natur geworden ist und also »vergesene Geschichte« den größeren Teil ihrer Erfahrung ausmacht, so kann aus ihrer Erforschung ein Zuwachs an Selbstbestimmung für die Subjekte möglich werden. Das Erinnerungsinterview reicht nur in diesen Be-

reich hinein, ohne ihn ausfüllen oder strukturieren zu können; aber es begegnet den Problemen der Psychoanalyse an der Schwelle der Pubertät gleichsam von der anderen Seite.⁴⁰ Aus noch ungeklärten Erwartungen in diese Richtung scheint mir ein Großteil des Interesses an Oral History zu erwachsen. Wie kann ihr Beitrag zu einer solchen Erfahrungsgeschichte aussehen? Sicher z.B. nicht so, daß sie die zweite Natur des Menschen in einem »repräsentativen sample« von Lebensgeschichten zu durchleuchten sucht, da sie immer nur wenige Erinnerungsinterviews führen und auswerten kann und da sie an die frühkindliche Geschichte des Interviewten und den größten Teil dessen, was er für privat hält, nicht heranreicht und damit wesentliche Prägungen seiner Persönlichkeit außer Betracht bleiben. Auf der anderen Seite erbringt die interaktive Gedächtnisarbeit im Erinnerungsinterview — und das unterscheidet es von sonstigen narrativen Interviews — nicht nur die im Bewußtsein gewonnene Erfahrung, sondern auch eine Vielzahl von Spuren der vergessenen Geschichte, die auf ihre der Öffentlichkeit zugewandte Seite verweisen. Der Großteil plastischer Geschichten im Gedächtnis der Interviewten stammt aus der Begegnung mit Neuem, macht also eine verinnerlichte Anschauung vor dem Begriff zugänglich, die auf das damalige Fehlen einer entsprechenden Prädisposition hinweist.⁴¹ Und in der Zusammenordnung von Lebensgeschichten, die von vergleichbaren sozio-kulturellen Strukturen geprägt wurden, lassen sich Teile dessen, was Bourdieu Habitus nennt, herausarbeiten.⁴² Andererseits legt das Material unserer Interviews nahe, daß unter den Bedingungen gesamtgesellschaftlicher und in das einzelne Leben tief eingreifender Umbrüche die Erfahrung des Einzelnen nicht nur von früh erworbenen Dispositionen geprägt, sondern auch in einem Prozeß anhaltender Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Herausforderungen und Angeboten geformt wird. Für eine Erfahrungsgeschichte in diesem Sinne können Erinnerungsinterviews wichtige — und bei den Diskontinuitäten der deutschen Zeitgeschichte oft die einzigen — Untersuchungsgrundlagen schaffen. Auch hier können wir daran anknüpfen, daß im lebensgeschichtlichen Bericht überwiegend Begegnungen mit Neuem, das sich nicht voll in die bisherigen Denkstrukturen fügte, erzählt werden und dafür boten die verschlungenen Sozialitinerare, die fast jeder vor allem in den 40er Jahren zu absolvieren hatte, reichlich Anlaß. Andererseits lassen Auswahl, Kommentierung und argumentative Benutzung solcher Anekdoten, ggf. auch die Spuren ihrer Neubearbeitung, nachträgliche Deutungs- und Verarbeitungsvorgänge erkennen, die sich aus dem Erfahrungsaufbau dieses Individuums, aus Normen seiner Gruppe, aus Deutungsangeboten oder Zensurauflagen der allgemeinen Kultur, besonders wenn sich ihre Ausrichtung zwischenzeitlich verändert hat, oder auch aus projizierten Erwartungen des Interviewers, die sich auf den Interviewten übertragen haben, ergeben mögen. Bei einer genaueren Untersuchung des Textes lassen sich häufig im Interview Spuren finden, mit denen man dieses vielschichtige Gefüge aus Erlebnisüberresten, Erfahrungslieferungen und aktueller Zurichtung in Zeitschichten zerlegen kann. Dadurch erschließt sich in Ansätzen die Kontinuität der Erfahrung durch gesellschaftliche oder politische Brüche hindurch, in denen die archivalisch bewahrten Berichtssysteme abbrechen oder ihren Gesichtswinkel verändern und die oft dadurch, daß bisher angenommene Deutungen unglaubwürdig oder unbrauchbar geworden sind, ein Auseinandertreten von gesellschaftlichen Angeboten und persönlicher Erfahrung hervorbringen. Deshalb ist auch für die historische Wahrnehmung der Unterströmung der Volkserfahrung der 'Umweg' über die individuelle Lebensgeschichte notwendig. Dazu möchte ich aus unserem Projekt zwei Beispiele anführen, welche auf unterschiedlichen Ebenen der Volkserfahrung auch das Problem der Verdrängung und ihrer Vermeidung beleuchten:

In den Erlebnisschilderungen über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse im Krieg standen die Szenen oft voller ausländischer Statisten, während bei der Problematisierung des Nationalsozialismus in der Regel vor allem der Krieg als solcher und die Verbrechen an den Juden, nicht aber die Fremdarbeiter erwähnt wurden. Wurden die Interviewten dann auf die Problematik der Fremdarbeiter angesprochen, kamen nur in einzelnen Fällen Geschichten zu Tage, in denen einzelne Fremdarbeiter einen Namen, Gesicht und Stimme erhielten; in der Masse der Fälle erfolgten jedoch zwei stereotype Reaktionen: einerseits wurde versichert, daß man den Ausländern immer mal »Butterbrote« mitgebracht habe, auf der anderen Seite wurde darauf hingewiesen, daß die befreiten Fremdarbeiter im Frühjahr 1945 geplündert und gebrandschatzt hätten. Die Reaktionen gewähren durch die Betonung eigener Mitmenschlichkeit angesichts eines unmenschlichen Zwangssystems, das aber ausweislich des Verhaltens befreiter Fremdarbeiter tendentiell gerechtfertigt wird, eine doppelte Entlastung von der Zumutung einer tieferen Verknüpfung der Eigenwahrnehmung mit der Sinn- und Wertfrage der Beurteilung des Nationalsozialismus. Es handelt sich dabei aber um einen relativ oberflächlichen Verdrängungsreflex; anders als in der Frage des Antisemitismus, die in der Nachkriegszeit von meinungsbildenden Institutionen ausführlich bearbeitet wurde, hat es eine gesellschaftliche Thematisierung des Problems der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen nicht gegeben: deshalb sind diese einerseits aus der Kriegserinnerung nicht verdrängt, andererseits aber auch in die geschichtliche Erfahrung nicht integriert. Vielmehr werden diese Erinnerungen zunächst in unbearbeiteter Weise und oft noch im nationalsozialistischen Originalton berichtet, was nicht nur auf die Verbreitung der nationalsozialistischen Deutungsangebote in dieser Frage zurückweist, sondern auch nach vorn auf die Vorbereitung der Deutschen auf den Empfang der 'Gastarbeiter' — auch dies ein NS-Begriff.⁴³

Als zweites Beispiel wähle ich die drei Liebesgeschichten der Sachbearbeiterin Monika Hertel.⁴⁴ Sorgfältig weist sie in der lebensgeschichtlichen Rückschau jeder dieser Beziehungen einen unübertrefflichen Sinn zu: ihre »erste Liebe« galt dem Neffen der besten Freundin ihrer Mutter, beide Frauen förderten, was sich da anbahnte, und sie meint heute, sie wäre da wohl nicht mehr herausgekommen; aber sie war seine letzte Liebe, denn gleich zu Beginn des Krieges starb er an einem Bauchschuß. Ihre »große Liebe« zu einem Architekten führte sie aus ihrem engen Milieu heraus, weckte in ihr Leidenschaft und kulturelle Entfaltung; aber der Geliebte muß gegen Kriegsende Dachauer Häftlinge beim Industrieinsatz beaufsichtigen und das letzte, was sie von ihm hört, sind seine Depressionen, und dann noch, daß er in dieser Zeit mit einer anderen ein Kind gezeugt hat. Nach ein paar Jahren trifft sie eine Zufallsbekanntschaft, der sie früher einmal bei einem Arbeitskollegen auf einem dunklen Bahnsteig gesehen und ihr später Briefe aus der englischen Kriegsgefangenschaft geschrieben hatte, bei seiner Rückkehr bei hellichem Tag und es wird »Liebe auf den ersten Blick«. Dieser Mann wird ihr Mann — aber auch davor hat sie eine Verlust Erfahrung machen müssen, nämlich an Achtung und Perspektive. Ihr Freund hat Kriegsabitur und eine Notausbildung als Lehrer; 1947 wird er eingestellt und soll 1948 bei der Währungsreform, als die entnazifizierten Familienväter wiederingestellt werden, wieder entlassen werden. Überstürzt heiraten sie, damit er als Sozialfall seine Lehrerstelle behält. Aber sie haben nichts, vor allem keine Wohnung. Obwohl sie standesamtlich getraut sind, erzwingen die Eltern — das wiedergewonnene Elternrecht gilt im rheinischen Milieu als Antifaschismus und wird mit der Verfügung über die Wohnung durchgesetzt — sexuelle Enthaltsamkeit des jungen Paares, bis sie übers Jahr eine Wohnung bekommen und kirchlich heiraten können. Ihre Schwiegermutter hatte dort wieder angesetzt, wo ihr der Krieg den halbwüchsigen Jungen vor fast zehn Jahren entwunden hatte. Ihr Fliegeroffizier a.D. beugt sich und Monika Hertel will ihre dritte Liebe nicht verlieren. Dafür unterwirft sie sich einer bigotten Tyrannei, gibt ihren Wunsch nach einem Studium auf, dann auch noch ihren Beruf, in dem sie mehr verdient hatte als er und zufrieden war. Schließlich ist die Normalfamilie der 50er Jahre erreicht; aber — und das schließt sie unmittelbar an diesen vertrackten Beginn ihrer guten Ehe — ihren Kindern läßt sie mehr Freiheit, fördert ihre Beziehungen, unterstützt ihre Qualifizierung. Ihre Erziehungsideale sind die Antwort auf den familiären Nachkriegsmuff, der ihre dritte Liebe zu beschädigen drohte. Sie will ihren Kindern ermöglichen, was ihr der soziale Tod ihrer großen Liebe nahm. Und es scheint, als bediene sie sich dabei jener Mittel, die alle Wege zu ihrer ersten Liebe geebnet hatten — bevor der Krieg intervenierte.

Eine solche Geschichte enthält nicht nur Mosaiksteine, aus denen — zusammen mit vergleichbaren Berichten — die Abfolge von Wert- und Verhaltensmustern, die das Familienleben und Paarungsverhalten in den 30er und 40er Jahren geprägt haben, in ihrem Zusammenspiel mit schnell wechselnden Lebensbedingungen rekonstruiert werden können. Sie gibt auch Einblick in einen — mir scheint: gelungenen — Aufbau historischer Primärerfahrungen, in der das Verlorene nicht vom Bewahrten aufgefressen wird, sondern Erinnerungen samt ihren gesellschaftlichen Bedingungsbezüge zugelassen und mit Trauer, Liebe und Sinn ausgestattet werden und in der die erfahrene Vergangenheit handlungsleitende Perspektiven begründet. Schließlich könnten viele Berichte über vergleichbare Vorerfahrungen Beiträge zum Verständnis neuer Erziehungsstile und Generationskonflikte seit den 50er Jahren leisten und zu einer Diagnose ihres Sinndefizits, wenn sie sich von ihren historischen Entstehungs- und Begründungszusammenhängen ablösen und konventionalisiert werden.

Es ist nicht die erfahrungsgeschichtliche Auswertung eines einzelnen Interviews, die die Zeitgeschichte in neues Licht taucht. Als solches kann es immer nur Hinweise auf verbreitete »patterns« und ihre historisch spezifische Wirkungsmacht, ihre Aneignung, Abstoßung oder andere Verarbeitung in der individuellen Erfahrung geben. Und diese Hinweise sind keine Beweismittel, womit eine neue These wasserrecht gemacht werden könnte. Die Antworten der Interviewten begründen vielmehr eher Fragen an unser historisches Vorwissen, fordern einerseits eine Erweiterung unserer Untersuchungsstrategien und mischen sich andererseits als Subjektzeugnis unmittelbar in die historische Kommunikation. Ihre Interpretation kann sich aber in dem Maße zu einer sozialen Erfahrungsgeschichte erweitern, als es über zahlreiche Interviewauswertungen gelingt, die Regelmäßigkeit solcher Zuordnungen und Verarbeitungsweisen im zeitlichen Längsschnitt zu zeigen und sozialgeschichtlich zu situieren. Dazu bedarf es der Verbindung zu strukturgeschichtlichen (einschließlich psychohistorischen) Forschungen, die für eingegrenztere Zeitbereiche alle Arten fragmentierter Überlieferungen zur Präzisierung der Bedingungs- und Handlungsstrukturen nutzen können, einerseits um Maßstäbe der Situierung zu gewinnen, andererseits um jene Forschungen mit einer Perspektive zu historisieren, die von den Subjekten informiert ist.

Anmerkungen

- 1 Interview Anton Cronenberg, Cassette II,1. Interviewer Alexander von Plato, LUSIR-Projekt.
- 2 Am deutlichsten zu verfolgen in den beiden führenden Spezialzeitschriften 'Oral History' (University of Essex, Colchester, England) und International Journal of Oral History (Meckler, Westport Conn.), für Frankreich im Bulletin d'institut d'histoire du temps présent (vgl. hier auch den Bd. über die table ronde: problèmes de méthode en histoire orale (1980) sowie in den Tagungsbänden der internationalen Oral History Konferenzen: Paul Thompson (Hrsg.): Our Common History. The Transformation of Europe, London 1982 (Colchester 1979); Papers presented to the International Oral History Conference, Amsterdam, Okt. 1980 (hekt. ed. Jaap Talsma u.a.); IVe Colloque international d'Histoire orale, Aix-en-Provence, Sept. 1982 (hekt. ed. Philippe Joutard u.a.); V Colloqui Internacional d'Historia Oral. El Poder a la Societat, Barcelona März 1985 (ed. Mercedes Vilanova). Im deutschen Sprachraum die Sammelbände Lutz Niethammer mit Werner Trapp (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History, Frankfurt 1980, 2. Aufl. 1985; Gerhard Botz u.a. (Hrsg.): Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte geschichtsloser Sozialgruppen, Wien/Köln

1984. Die Standard-Einführungen sind Paul Thompson: *The Voice of the Past*, Oxford 1978; Philippe Joutard: *Ces Voix qui nous viennent du Passé*, Paris 1983.

- 3 Das LUSIR-Projekt wurde von der Stiftung Volkswagenwerk und vom Land NRW finanziert und 1980-83 an der Universität Essen und an der Fernuniversität in Hagen durchgeführt, wo seit 1984 eine Erweiterung dieses Projekts bearbeitet wird. Ergebnisse des Projekts sind hauptsächlich in den beiden von mir hrsg. Bänden erschienen: »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, und: »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, beide Berlin/Bonn 1983, in dem Band Alexander von Plato: *Der Verlierer geht nicht leer aus. Betriebsräte geben zu Protokoll*, Berlin/Bonn 1984 sowie in dem von uns beiden hrsg. Band »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985, der zusammenfassende Beiträge aus unserem Projekt mit Oral History Studien aus Italien, Österreich und Westdeutschland zusammenbringt. (Der vorliegende Aufsatz ist ein Ausschnitt aus meinem Beitrag zu diesem Band: Fragen-Antworten-Fragen. Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History.) Die Bearbeiter und Autoren aus der LUSIR-Projektgruppe sind: Anne-Katrin Einfeld, Ulrich Herbert, Nori Möding, Bernd Parisius, Alexander von Plato, Margot Schmidt, Michael Zimmermann und ich.
- 4 Zur Herkunft der Oral History und zu ihrem Verhältnis zu 'mündlicher Überlieferung' vgl. meinen Beitrag: *Oral History in USA*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 18 (1978), S. 454-501 und den Themenschwerpunkt »Es war einmal ...« Vom Wandel mündlicher Überlieferung, in: *Journal für Geschichte* 5 (1984) H. 3, S. 8-41.
- 5 Vgl. den Abschnitt 'Gedächtnis und Befragung' in: *Fragen-Antworten-Fragen*, a.a.O.
- 6 Arthur M. Schlesinger Jr. hat dies schon 1967 auf die Formel gebracht: »Der Aufstieg der Schreibmaschine hat die Papierflut gewaltig ansteigen lassen, während der Aufstieg des Telefons die Bedeutung dieses Papiers gewaltig reduziert hat. Seither sind immer mehr Dokumente produziert worden und es steht immer weniger drin.« (*On the Writing of Contemporary History*, in: *The Atlantic Monthly*, März 1967, S. 69-71).
- 7 Repräsentativ Wolfgang Benz/Martin Müller: *Geschichtswissenschaft*, Darmstadt o.J., S. 63 ff.
- 8 Vgl. *Oral History in USA*, S. 480. Das Hauptproblem bei der zeitlichen Annäherung historischer Interviews an das politische Geschehen, über das sie Aufschluß geben sollen, besteht in der Verschränkung von Forschungsökonomie und Geheimnisschutz. Wird die Befragung von außerhalb des Machtzusammenhangs unternommen, so fehlen ihr die Kriterien, wofür Oral History sich zu treiben lohnt, und es kommt eine Art Übergangsgeschichtsschreibung heraus, die angesichts des hohen Aufwands von Oral History eher Publizisten als Historiker reizt. Ausnahmen ergeben sich dann, wenn die Forschung auf einen konkreten und höchst anstößigen Sachverhalt orientiert ist und in der Art einer kriminalistischen Recherche durchgeführt wird, weil dann im Erfolgsfalle ein Skandal entsteht, in dem die Machttäger zu ihrer eigenen Verteidigung die sonst geübte Informationssekretierung aufgeben müssen. (Beispiel: die Recherche der *Washington Post* in der Watergate-Affäre). Wird die Befragung von innerhalb des Machtzusammenhangs unternommen, so lassen sich die Desideratenbereiche künftiger Überlieferung zwar übersehen, aber es fehlt der kritische Blick, der ihre Bedeutung erassen und auch entsprechende Fragen ausbilden kann, und die Freistellung aus den Zensurmechanismen der Institution für die Auswertung. Es ist sehr selten, daß ein Politiker einen Wissenschaftler für eine solche Aufgabe zugleich privilegieren und freistellen kann. Eine solche Ausnahme ist Arnulf Baring: *Machtwechsel*, Stuttgart 1982, S. 13 ff. ein knapper und einprägsamer Bericht seiner Erfahrungen mit heutigen politischen Akten, mit Interviews und mit der Dimension ihrer Ergiebigkeit.
- 9 Der Vorschlag zu einer Ethnografie von Führungsschichten (»Elitelore«) mit Oral History Interviews aus Lateinamerika ist auf einem Folklorekongreß 1967 zuerst gemacht worden von James E. Wilkie: *Postulates of the Oral History Center for Latin America*, in: *Journal of Library History* 2 (1967) S. 45-54.
- 10 Alexander von Plato: *Wer schoß auf Robert R? demnächst* in: Hannes Heer/Volker Ulrich (Hrsg.): *Unsere Geschichte*, Reinbek 1985. Vgl. auch Baring S. 16 f.

- 11 Interview mit Konrad Vogel, Cassette I,2. Interviewer Alexander von Plato. Die Lebensgeschichte ist berichtet, in: ders., *Verlierer*, S. 180 ff.
- 12 Vgl. meine 'Anmerkungen zur Alltagsgeschichte', in: *Geschichtsdidaktik* 5 (1980) S. 231 ff.; Alf Lütke: *Rekonstruktion von Alltagswirklichkeit – Entpolitisierung der Sozialgeschichte?* in: Robert M. Berdahl u.a.: *Klassen und Kultur*, Frankfurt 1982, S. 321 ff. Umfassende, sich ergänzende Literaturverweise bei Norbert Schindler: *Spuren in die Geschichte der anderen Zivilisation*, in: Richard von Dülmen und Norbert Schindler (Hrsg.): *Volkskultur*, Frankfurt 1984, S. 13 ff. sowie Klaus Tenfelde: *Schwierigkeiten mit dem Alltag*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984) S. 376 ff.
- 13 Pierre Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*, Frankfurt 1976, S. 171
- 14 Wo der Einzelne aus seinen sozialen Bezügen fällt und gegen das Regelwerk der Gesellschaft anläuft, entstehen oft im Zuge der gerichtlichen oder administrativen Verfolgung historische Quellen, welche die schweigende Macht der Verhältnisse und sonst stumme Subjekte zum Reden bringen. Exemplarisch Regina Schulte: *Feuer im Dorf*, in: Heinz Reif (Hrsg.): *Räuber, Volk und Obrigkeit*, Frankfurt 1984, S. 100 ff. Solche Forschungen setzen aber ein Mindestmaß an Wahrheitsliebe und Zuwendung bei den Institutionen voraus. Bei Massenverfolgungen und insbes. bei denen des 20. Jahrhunderts, die ihre Opfer unabhängig von deren Subjektivität auswählen, ist das jedoch meist nicht anzutreffen; zugleich ist das Schicksal der Opfer gerade nicht repräsentativ oder indikativ für dasjenige sonst vergleichbarer Nicht-Verfolgter. Wird hier aus dem Zeugnis Überlebender nicht eine Überlieferung im Nachhinein erstellt, ist die Geschichte der Opfer aus dem Gedächtnis gelöscht. Dabei dürfen forschungsökonomische oder nur in der Relativität mit anderen Überlieferungsformen gültige Präzisionserwägungen keine Rolle spielen, weil die Verfolgerakten in solchen Fällen für die Subjektivität und Erfahrung der Verfolgten völlig blind sind. Hier liegt also ein wichtiges Aufgabengebiet für Oral History, das ich aber aus diesem Aufsatz ausgeklammert habe, weil sich dabei aufgrund der tiefgreifenden Traumatisierung der Betroffenen, wie sie sich bei der Erforschung z.B. verfolgter Indianerstämme und vor allem bei jüdischen Überlebenden des Holocaust gezeigt hat und bei einer jetzt endlich beginnenden Untersuchung zur Verfolgungserfahrung deutscher Sinti und Roma berücksichtigt werden muß, eine Reihe zusätzlicher Probleme stellen. Vgl. den Bericht über das jüngste Projekt über französische Frauen, die nach Auschwitz deportiert waren: Michael Pollak: *L'expérience concentrationnaire: ressources de pouvoir et sens d'identité*, in: Vilanova (ed.), S. 353 ff.
- 15 Das Problem nostalgischer Verzerrung wird in der Oral History Forschung in jüngster Zeit intensiver diskutiert. Vgl. z.B. Selma Leydesdorff: *Identification and Power in the Formation of the Romantic Memory*, in: ebd., S. 309 ff. In unserem eigenen Projekt scheint mir diese Dimension lange zu kurz gekommen zu sein. Wir waren so vom Verstehen der zahlreichen Belege positiv besetzter Privatheit und Aktivität im Faschismus in den Erinnerungen vieler unserer Befragter in Anspruch genommen, daß wir Nebenklänge, die sie zuweilen z.B. auch als Deckerinnerungen unerträglicher Unterwerfungs- und Ausgesetztheitserfahrungen erscheinen lassen könnten, möglicherweise nicht sorgfältig genug wahrgenommen haben.
- 16 Vgl. z.B. die Studien über Bäckerlehrlinge und Hausmädchen von Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame und über Näherinnen von Nelleke Bakker und Jaap Talsma in: Botz/Weidenholzer (Hrsg.), S. 235 ff. oder über Dienstmädchen von Dorothee Wierling, in: Talsma (Hrsg.), Bd. 2, S. 307 ff., bzw. in LUSIR Bd. 1 (vgl. Anm. 3) z.B. die Beiträge über Hausarbeit von Bergarbeiterfrauen von Anne-Katrin Einfeldt oder junge Bergarbeiter von Michael Zimmermann.
- 17 Daß der Alltag aus Routinen besteht, die aus dem Bewußtsein abgesunken und doch vergegenwärtigbar sind, ist der gemeinsame Ansatz phänomenologischer und marxistischer Theorien des Alltags. Die 'Unschuld' dieser Kenntnisse ist in einzelnen Fällen prekär: dann nämlich, wenn der Befragte seine Lebensgeschichte soweit umgedeutet hat, daß er dazu in der Befragung auch ihm fremde Alltage erfinden muß.
- 18 Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt 1983, bes. S. 21 zeigt, daß nicht die Ethnografie als Systematisierung ferner Alltage, sondern erst die

im Kontext des Alltäglichen 'dicht' (d.h. verständlich) beschriebenen gesellschaftlichen Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse den Gegenstand der Kulturforschung ausmachen können. Mit anderen Worten: die Erforschung des Alltags ist unersetzlich, aber sie genügt nicht. Die Geschichtswissenschaft kann sich aber (anders als die Ethnografie) nicht durch Beobachtung die Kenntnis alltäglicher Verhältnisse verschaffen und wenn sie diese aus den Implikationen z.B. von Berichten über Ereignisse erschließt, kann man sie zu deren Deutung nicht gut wieder als kontrollierendes Korrelat einführen. Hans Medick: »Missionare im Ruderboot«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984) S. 295 ff. ist deshalb zuzustimmen, wenn er S. 313 f. die Notwendigkeit alltagsgeschichtlicher Rekonstruktion mit den neuesten Techniken fordert, um dem gerecht werden zu können, was er mit einem etwas mißverständlichen Begriff die »eingeborene Theorie der historischen Subjekte« nennt.

- 19 Zum Habitusbegriff Bourdieus s.u.
- 20 In der Zeitgeschichte ist die Überlagerung mehrerer sozio-kultureller Bezugssysteme, in denen jeweils Sinn und Bedeutung konstituiert werden kann und zwischen denen sich das Individuum bewegt, so augenfällig, daß die Unterstellung isolierter subkultureller Milieus oder einliniger Prozesse zur »Kolonialisierung der Lebenswelten« (Habermas) die Widersprüchlichkeit der Erfahrung und die Bewegungstoleranzen der Individuen unterschätzte. Vgl. auch die Polemik zwischen Alf Lüdtke: *Kolonisierung der Lebenswelten — oder: Geschichte als Einbahnstraße?* und Detlev Peuckert: *Glanz und Elend der Bartwichserei*, in: *Das Argument* 140 (1983) S. 536 ff.
- 21 Vgl. Franz-Josef Brüggemeier: *Leben vor Ort*, München 1983
- 22 In LUSIR-Interviews rückten in solchen Fällen oft an die Stelle der in der Arbeit präsenten sozialen Beziehungen diejenigen, die sie am Arbeitsplatz umgeben (z.B. Büroerotik), während der Bericht über die Arbeit auf bloße Merkmale von Verrichtungen schrumpfte (z.B. 'Rechnungen schreiben', oder: 'was man eben in einer Verwaltung so macht').
- 23 Vgl. Ulrich Herbert: *Die guten und die schlechten Zeiten*, in: LUSIR Bd. 1, S. 67 ff.; und z.B. Yves Lequin/Jean Métal: *Auf der Suche nach einem kollektiven Gedächtnis*, in: Niethammer, *Lebenserfahrung*, S. 339 ff.
- 24 Oral History kann ja auch mit jüngeren Interviewten gemacht werden, z.B. solchen, die in den 50er Jahren heranwuchsen. Dann zeigen sich zwei Phänomene: erstens bewahrt das Gedächtnis jeweils Eindrücke aus dem Aufbau des eigenen Erfahrungshaushalt auf und diese sind in der Jugendzeit auch unter relativ kontinuierlichen gesellschaftlichen Bedingungen am dichtesten; andererseits erscheinen dann aber auch die Verhältnisse nicht als so kontinuierlich wie bei denen, die damals in den Hafem ihrer Hoffnungen eingelaufen sind, und ihre seinerzeitige Besonderheit muß einer nachfolgenden Generation erläutert werden. Das zeigen z.B. Jugenderinnerungen der 68er Generation.
- 25 Vgl. LUSIR Bd. 1, S. 10.
- 26 Diese Einschätzung kann man nur ex silentio geben, da die späthistoristische Rechte und die neohistoristische Linke nicht miteinander diskutieren: methodisch liegen sie nicht im Streit und ihre Gegenstände und Erkenntnisinteressen überlappen sich kaum. Auf dem Berliner Historikertag 1984 über Geschichte und Anthropologie fehlte ein bedeutender Teil der älteren Zunft in den Sektionen oder interessierte sich für sozialbiologische Anthropologie.
- 27 Vgl. Jürgen Kocka: *Klassen oder Kultur?* in: *Merkur* 36 (1982) S. 955 ff.; ders.: *Historisch-anthropologische Fragestellungen — ein Defizit der Historischen Sozialwissenschaft?* in: Hans Süßmuth (Hrsg.): *Historische Anthropologie*, Göttingen 1984; ders.: *Zurück zur Erzählung?* in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984) S. 395 ff.; Hans-Ulrich Wehler: *Preußen ist wieder chic ...*, Frankfurt 1983, S. 99 ff.; ders.: *Geschichte von unten gesehen*, in: *Die Zeit* Nr. 19 v. 3. 5. 1985, S. 64. Der Ton dieses Abschnitts ist provoziert durch die Tiraden gegen 'Alltagsgeschichte', mit denen Hans-Ulrich Wehler seit einiger Zeit durch die Lande zieht und dabei bedenkenswerte Argumente und pauschale Polemiken in schriller Tonlage vermengt, zur Verteidigung der Vernunft des Abendlands gegen die grüne Gefahr aufruft und jenseits des Disputs diesen als Showbusiness betrachtet. Darauf kann man nicht ganz ernsthaft reagieren. Bevor ich die neueste Polemik kannte, hatte ich das aber in einer knappen Ortsbestimmung versucht, die jetzt erscheint als: *Das kritische Potential der Alltagsgeschichte*, in: *Geschichtsdidaktik*, Heft 3/1985.

- 28 Die Ambivalenz am prägnantesten bei Immanuel Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (Ges. Schriften Bd. 8, Berlin 1912, S. 15 ff.). Es scheint mir fraglich, ob man das sog. Projekt der Moderne oder eine 'unverkürzte Rationalität' als ganze dadurch retten kann, daß man ihre vorherrschenden Formen als Pathologien abspaltet. Vgl. z.B. die Einleitung zu Jürgen Habermas (Hrsg.): Stichworte zur 'geistigen Situation der Zeit', 2 Bde. Frankfurt 1979, S. 7 ff.
- 29 Wie ich in dem Abschnitt 'Befragung und Gedächtnis' in Fragen-Antworten-Fragen, a.a.O., zu zeigen versuche, erreicht das Erinnerungsinterview aufgrund des sozialen Arrangements, das es zustande bringt, nur die Ebenen des Bewußtseins und des Vorbewußten ('latentes Gedächtnis'), mithin kaum die kindliche Persönlichkeitsprägung. Eine weitergehende Interpretation seines Textes muß evident gemacht werden, weil sie anders als in der Psychoanalyse schwerlich eine kommunikative Validierung erfahren kann.
- 30 Vgl. z.B. Hagen Schulze: Mentalitätsgeschichte — Chancen und Grenzen eines Paradigmas der französischen Geschichtswissenschaft, in: GWU 36 (1985) S. 247 ff. und als experimentelle Programme aus der Mediävistik z.B. Hans-Werner Goetz: 'Vorstellungsgeschichte', in: Archiv für Kulturgeschichte 61 (1979) S. 253 ff.; Peter Dinzlacher: Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter, in: Saeculum 32 (1981) S. 185 ff.
- 31 Edward P. Thompson: The Making of the English Working Class, London 1963 u.ö. definiert in seinem Vorwort sein Verständnis von Klasse: »Und Klasse ereignet sich, wenn einige Menschen als Ergebnis gemeinsamer (ererbter oder geteilter) Erfahrungen die Identität der Interessen zwischen sich selbst wie gegenüber anderen Menschen, deren Interessen von den ihren verschieden (und in der Regel entgegengesetzt) sind, fühlen und artikulieren. Die Klassenerfahrung wird großenteils von den Produktionsverhältnissen bestimmt, in die Menschen hineingeboren werden — oder die sie unfreiwillig eingehen. Klassenbewußtsein ist die Art, wie mit diesen Erfahrungen kulturell umgegangen wird.« Vgl. die Kritik von Dieter Groh in seiner Einführung zu Edward P. Thompson: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie, Frankfurt/Berlin/Wien 1980, S. 25 ff.
- 32 Insofern kann der Erfahrungsbegriff Untersuchungen, die von Lern- und Sozialisationstheorien angeleitet sind, umgreifen. Michael Vester: Die Entstehung des Proletariats als Lernprozeß, Frankfurt 1970, hat z.B. Thompsons Untersuchung in ein Zyklesschema des Lernens aus Kämpfen zu gliedern versucht und in ihrem Gefolge und im Gegensatz zu Engels und Marx die Prädisposition dazu nicht aus der Degradation und Homogenisierung der materiellen Lage der Arbeitenden, sondern aus der Differenz zwischen diesem Prozeß und den Ansprüchen, an denen sie gemessen wurden, hergeleitet — insofern im Einklang mit neueren empirisch-komparativen Ansätzen einer Revolutions- oder besser: Revolutionsvermeidungstheorie.
- 33 Insofern war die Besinnung auf alltägliche Erfahrungszusammenhänge für das Weiterdenken in der Neuen Linken bezeichnend. Vgl. Oskar Negt/Alexander Kluge: Öffentlichkeit und Erfahrung, Frankfurt 1972. Es hätte mich schon immer interessiert, was eine Fortführung des Erfahrungsansatzes für die englische Arbeiterklasse über den Chartismus hinaus bis etwa 1880 erbringen würde. In gewisser Weise setzte unser Projekt an einer Parallele an, nämlich an der Folgegeschichte der heroischen Phase der Arbeiterbewegungskultur in der Weimarer Republik.
- 34 Bourdieu, Entwurf, bes. das Kap. 'Struktur, Habitus, Praxis', S. 139 ff.. Vgl. auch ders.: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt 1974, bes. S. 42 ff. ('Klassenstellung und Klassenlage').
- 35 Bourdieu, Entwurf, S. 164 (Übersetzer Bernd Schwibs).
- 36 Ebenda, S. 169. Ausgehend von zeitgeschichtlichen Befunden vertrete ich hier mit der Betonung der lebensgeschichtlichen Individuation sozialer Habitusformen zur Strukturierung einer spezifischen Praxis eine Lesart, die Bourdieu eher impliziert und ermöglicht als expliziert. Vgl. jedoch seinen Versuch, die 'generative Grammatik', welche die Scholastik mit der Gotik verbindet, mit der Innovation des Abtes Suger zu vermitteln, in seinem Nachwort zu Erwin Panofskis 'Gothische Architektur und Scholastik', das unter dem Titel »Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis« abgedruckt ist in: Bourdieu, Symbolische Formen, S. 125 ff., bes. S. 155 ff.
- 37 Vgl. z.B. Hans-Martin Lohmann (Hrsg.): Das Unbehagen in der Psychoanalyse. Eine Streitschrift, Frankfurt/Paris 1983, die in vielen Facetten eine Wiederbelebung der psychoanalytischen Kultur-

- theorie fordert, ohne auf deren aktuelle Inhalte einzugehen. Der Beitrag der Ethnopschoanalyse für eine Ethnologie des Inlands scheint mir eher im Methodischen (Georges Devereux: Angst und Methode in den Sozialwissenschaften, Frankfurt 1984) bzw. in der Sensibilisierung der Forscher (vgl. Mario Erdheim/Maya Nadig: Größenphantasien und sozialer Tod, in: Kursbuch 58 (1979) S. 115 ff.) zu liegen. Aus der Teilnahme an Tagungen, die mir Mario Erdheim (Ethnologie der Wissenschaft, Zürich), Hermann Sturm (Aesthetik und Fremdes, Essen) und Regina Schulte (Geschichte und Anthropologie: die Wahrnehmung des Andern, London) ermöglicht haben, habe ich den Eindruck gewonnen, daß sich Teile der Psychoanalyse, Anthropologie, Sozialgeschichte u.ä. Wissenschaften zur Überwindung disziplinärer Defizite und Krisen aufeinander verwiesen sehen, aber jenseits exemplarischer Anregungen noch nach Sprachen suchen, in denen sie die Beiträge einer Zusammenarbeit im Bereich der Kulturforschung aufeinander beziehen könnten.
- 38 Vgl. z.B. Dieter Groh: Base-processes and the problem of organization: outline of a social research project, in: Social History 4 (1979) S. 265 ff. bes. 279 f. Im LUSIR-Projekt, das sich auf einen sehr viel bescheideneren Untersuchungsausschnitt begrenzte und makro-soziale Strukturen und Prozesse nicht selbst zu erforschen, sondern nur als einen Interpretationshorizont zu berücksichtigen versuchte, trafen wir auf die Operationalisierungsprobleme eines Habitus induktiv und nicht durch eine Ableitung aus Bourdieu. Sie betrafen vor allem die Bestimmung von Prädispositionen nach sozialer Reichweite, Zeitschicht und Herkunftszusammenhang und die Unterscheidung individuell-familialer Prägungen, die im Erinnerungsinterview oft nur erahnbar sind, von den sozio-historischen Mustern und Ereignissen, die der Öffentlichkeit zugewandt sind und sich dort deutlicher niederschlagen.
- 39 Die sog. übergreifenden Strukturen und Prozesse (Kocka) bzw. die Systemintegration (Groh) der Gesellschaftsgeschichte sind zwar nicht ebenso statisch wie der ethnologische Strukturalismus, sie sind aber ebensolche Konstrukte, die, wenn sie vom Denken und Handeln historischer Subjekte abgelöst oder ihnen apriorisch übergeordnet werden, als phantastische Automaten legitimiert werden. Geschichte verlöre dann ihren Adressaten, es sei denn als Katechismus der Anpassung.
- 40 Vgl. Mario Erdheim: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß, Frankfurt 1982, bes. S. 271 ff.
- 41 Die Erfahrung mit Erinnerungsinterviews lehrt, daß die Geschichten, deren sich die Interviewten erinnern, hauptsächlich in zwei Bereichen am häufigsten auftreten: in ihrer Jugend und in der Schilderung ihrer Auseinandersetzung mit ihnen bisher Fremdem (in unserem Fall: hauptsächlich der Krieg und die Versorgungs improvisation der Nachkriegszeit), die für sie von tiefgreifender Bedeutung war (also z.B. nicht das Fremde, das auf der Urlaubsreise begegnet, das so gut wie nie berichtet wird). Daraus schließe ich, daß das Gedächtnis jene Szenen, an denen bedeutsames Neues, begrifflich noch nicht Vorbereitetes gelernt wird, szenisch oder anekdotisch bewahrt, während es vergleichbare spätere Erlebnisse bereits durch das damals Gelernte in ihrer Komplexität reduzieren und als solche 'vergessen' kann.
- 42 Vgl. z.B. Nori Möding: »Ich muß immer irgendwo engagiert sein, fragen sie mich bloß nicht warum«, in: LUSIR, Bd. 3.
- 43 Ulrich Herbert: Apartheid nebenan, in: LUSIR Bd. 1, S. 233 ff.
- 44 Ausführlicher in meinem Beitrag 'Privat-Wirtschaft', in: LUSIR Bd. 2, S. 55-58